1. Von den Vorfahren.

Es war eine bewegte Zeit, in der Gustav Adolf das Licht der Welt erblickte. Gustav Wasa, der Großvater unseres Helden, hatte Schweden mit starkem Arme von Dänemark unabhängig gemacht. Er hatte sein Volk in einer langen segensreichen Regierung durch die neubelebende Kraft der Reformation von halbbarbarischen Zuständen auf eine Kulturstufe gehoben, auf der es mit den vorangeschrittensten Staaten des Festlandes wetteifern konnte. Bald hatte sich auch im Volke die Überzeugung festgesetzt, daß ihre Freiheit und die Blüte ihres Landes mit dem evangelischen Bekenntnis stehen und fallen.

Als daher Gustav Wasas zweiter Sohn, König Johann, hauptsächlich auf das Betreiben seiner Gemahlin Katharina Jagellonika, einer eifrigen Katholikin, die Unvorsichtigkeit beging, diesen Lebensnerv der jungen Macht anzutasten, seinen Sohn in der katholischen Religion erziehen zu lassen, die Katholiken, denen er im geheimen selber zugehörte, offen zu begünstigen und seinem Volke eine katholisierende Liturgie, das berüchtigte „rote Buch" aufzudrängen, kam es zu ernsten Konflikten. Diese wurden dadurch noch verschärft, daß Johann seinen Sohn Sigismund zum König von Polen wählen ließ und damit Schweden in Aussicht stellte, eine Provinz des katholischen Polens zu werden. Mitten in diesen Kämpfen starb Johann. Kaum war er tot, als in Upsala eine Kirchenversammlung zusammentrat, das augsburgische Bekenntnis zur Staatsreligion erhob und alle zuwiderlaufenden Bestimmungen der vorigen Regierung aufhob. Die Seele dieses Unternehmens war Herzog Karl von Södermanland, ein strenger Protestant, der gleich seinem Vater, Gustav Wasa, die Stärke des Staates in dem Bekenntnis der Schweden zur evangelischen Lehre erblickte. Sigismund von Polen landete, um sich krönen und huldigen zu lassen. Um dies zu erreichen mußte er zuvor die Beschlüsse der Kirchenversammlung zu Upsala anerkennen. Der von Jesuiten beratene König hielt aber seinen Eidschwur nicht länger als von Upsala bis Stockholm. Die Folge davon war, daß sich das Volk nur noch enger an Herzog Karl, dem ohnehin seine Sympathien gehörten, anschloß. Es kam zum Kampf zwischen Oheim und Neffen, in dem Sigismund unterliegen mußte, da er im Volke keinen Boden hatte. Er wurde abgesetzt und an seiner Stelle Karl zuerst zum Reichsverweser, dann 1604 zum König gewählt.

2. Aus der Jugendzeit.

Während dieser schweren Anfechtungen und Kämpfe hat Gott dem evangelischen Schweden und seinem Vorkämpfer ein teures Pfand geschenkt. Am 9. Dezember 1594, morgens 8 Uhr, ward im Schlosse zu Stockholm dem Herzog Karl von seiner zweiten Gemahlin, Christina von Holstein, ein Söhnlein geboren. Die Sonne soll hiezu besonders freundlich geleuchtet haben zum Zeichen, daß ein „Sonnenkind" auf Erden angekommen sei. Am Neujahrstag 1595 wurde das Kindlein zur Taufe gebracht und ihm der Name Gustav Adolf gegeben.

Als das Kind heranwuchs und die herrlichen Gaben seines Leibes und Geistes sich entfalteten, wurde die Prophezeihung des berühmten Astronomen Tycho Brahe auf ihn gedeutet. Dieser hatte im Jahr 1572 einen Kometen entdeckt und daraus die Geburt eines Prinzen im Norden vorhergesagt, der künftig im deutschen Reiche große Veränderungen verursachen und die Evangelischen von der päpstlichen Tyrannei befreien werde.

Auf die Erziehung des künftigen Thronerben aus dem evangelischen Wasastamme wurde die größte Sorgfalt verwendet. Frühzeitig zeigte er einen unbezwinglichen Wissensdrang. Eigentliche Kinderspiele blieben ihm fremd: „Er war nie Kind, er war gleich König," wie einer seiner Lobredner sagte. Jagd und kriegerische Spiele waren seine einzige Zerstreuung. Freudiger Stolz schwellte die Brust des Vaters beim Blick auf den

vielversprechenden Sohn. Er mochte den Anblick seines Lieblings nicht gerne entbehren und nahm ihn deshalb schon im zartesten Alter auf seine mannigfachen Züge mit.

Die Unerschrockenheit, die den späteren Kriegshelden auszeichnete, war ihm schon als Kind eigen. Als fünfjähriger Knabe ging er einmal mit seinem Vater spazieren. Die Wärterin warnte ihn ängstlich, ja nicht ins Gebüsche zu gehen, weil dort Schlangen seien. Der Knabe aber rief: „Gieb mir einen Stock, so will ich sie totschlagen!"

Ebenso bald trat seine Neigung für den Kriegsdienst und alles, was dazu gehört, zu Tage. Bei der Belagerung von Calmar fragte man ihn, welches von den Fahrzeugen, die im Hafen lagen, ihm am besten gefalle. „Das dort," antwortete er, und zeigte auf ein großes Kriegsschiff, der schwarze Reiter genannt. Als man wissen wollte, warum er dieses Schiff den andern vorziehe, erwiderte er: „Ei, darum, weil es die meisten Kanonen hat." Wegen der mannigfachen Kriege, in die Schweden damals verwickelt war, verkehrten am Hofe Offiziere aus aller Herren Länder. Da konnte sich Gustav Adolf nicht satt hören an den Kriegserlebnissen, die dieselben zum besten gaben. Einen besonderen Zauber übten die glorreichen Thaten des Prinzen von Oranien auf sein jugendliches Gemüt aus. Diesen niederländischen Helden wählte er sich denn auch zum Vorbild.

Den Unterricht des Prinzen leiteten hauptsächlich 3 Männer. Johann Skytte, ein vielerfahrener, weitgereister Schwede, gab ihm Lateinunterricht und führte ihn in die schwedische Geschichte und Gesetzeskunde ein. Mit großem Ernste waltete er seines Amtes. Er schrieb für seinen Zögling eine Unterweisung, wie ein Fürst seine Studien einzurichten habe, und hörte auch später, als er in Staatsangelegenheiten in Holland weilte, nicht auf, ihn mit Ernst und Liebe zu ermahnen, sich nicht durch leere und eitle Freuden vom Voranschreiten auf der einmal eingeschlagenen Bahn ablocken zu lassen. Mit dem übrigen wissenschaftlichen Unterricht ward der fein gebildete Brandenburger Helmer von Mörner betraut. Der Franzose Graf de la Gardie lehrte die militärische Wissenschaft. Gustav Adolf war ein sehr dankbarer Schüler. Mit der ganzen Energie eines Wasa warf er sich auf die ihm gestellten Aufgaben. Der Erfolg blieb denn auch nicht aus. Bereits im 12. Lebensjahre verstand und sprach er zumeist auch außer seiner Muttersprache sieben Sprachen: Lateinisch, Deutsch, Holländisch, Italienisch, auch Russisch, Polnisch und sogar Griechisch. Die Schriften des römischen Philosophen Seneca wußte er fast auswendig; auch wußte er dessen markige Sprache bei Gelegenheit geschickt zu verwenden. Später war der berühmte Rechtsgelehrte Hugo Grotius sein Lieblingsschriftsteller, dessen Werk über das Kriegsrecht ihn neben der Bibel auf allen seinen Kriegszügen begleitete.

Uber der wissenschaftlichen Ausbildung wurde die religiös-sittliche Erziehung keineswegs verabsäumt. Mit väterlicher Sorgfalt hat Karl seinem Sohne einen „Denkzettel" aufgeschrieben, worin er ihn ermahnt: „Vor allen fürchte Gott, ehre Vater und Mutter, beweise deinen Geschwistern brüderliche Zuneigung, liebe die treuen Diener deines Vaters, sei gnädig deinen Unterthanen, strafe das Böse, liebe das Gute und Milde." Diese Lehren fielen auf einen fruchtbaren Boden. Gegenüber den harten und schroffen Charakteren seiner Vorfahren zeichnete ihn eine gewinnende Herzensgüte und Freigebigkeit aus. So wird von ihm erzählt, er habe, als ihm ein Bauer von der Insel Öland ein Pferdchen schenkte, schnell seine Sparbüchse herbeigeholt und dem Bauern Geld gegeben mit den Worten: „Ich will das Pferd bezahlen, du bedarfst sicherlich dein Geld." Eine ungeheuchelte Gottesfurcht hat in seinem Herzen tiefe Wurzel geschlagen. Er las gerne in der heiligen Schrift, und bei öffentlichen Gottesdiensten folgte er den Predigten mit solcher Aufmerksamkeit, daß er ganze Sätze daraus wiederholen konnte. Als er König war, führte er in seinem Heere Morgen- und Abendandachten ein. „Er beging gern das Sakrament des heiligen Abendmahls und bereitete sich in der Regel 3 Tage darauf vor. Im Gebet suchte er Nahrung für seine Andacht, und wenn er krank oder mißmutig war, ließ er sich Stücke aus der Bibel vorlesen."

Seine Gesundheit war nicht immer die beste. Aber er war sich ungemein hart. Fieberanfälle vertrieb er damit, daß er mit einem Herrn seiner Umgebung focht, bis der Anfall vorüber war.

Von seinem zehnten Jahre an durfte er an den Beratungen der Minister teilnehmen. Im Alter von 13 Jahren mußte er schon im Auftrage seines Vaters mit den Gesandten verhandeln und je und je selbständige Bescheide erteilen. Der praktisch angelegte Vater wollte seinen Sohn frühe fähig machen, die Regierung selbständig zu führen. Er hielt große Stücke auf den Kronprinzen. Wenn bei Reichsratssitzungen die Schwierigkeiten der Fragen Entscheidungen nicht zu stande kommen ließen, sei es öfters vorgekommen, daß er auf den im Zimmer weilenden Knaben gewiesen und gesagt habe: „ille faciet!"

„Dieser wird's thun!" Und er hat die Erwartungen seines Vaters und des ganzen Volkes nicht getäuscht.

Im Jahre 1609 ward er zum Großfürsten von Finnland und Herzog von Esthland ernannt. Mit 16 Jahren erbat er sich den Oberbefehl in dem beginnenden Feldzuge gegen Rußland und war sehr betrübt, als ihm dies der Vater abschlug. Im Jahre darauf empfing er die ersehnte Waffenehre. Ende April 1611 überreichte ihm sein Vater vor dem versammelten Reichstag den Degen.

Und nun eilte er, sich im Kampfe mit den Dänen die Sporen zu verdienen. Da zeigte sich gleich der Held. Die einzigen schwedischen Erfolge in diesem Feldzuge, die Eroberung der dänischen Festung Christianopel und die Rückeroberung der Insel Oland waren sein Werk. Die Nachricht von der Krankheit seines Vaters hinderte ihn an weiteren Unternehmungen. Er traf im Schlosse zu Nyköping nur zeitig genug ein, um seinen Vater sterben zu sehen. Am 30. Oktober 1611, noch nicht 17 Jahre alt, war er Waise und König.

3. Der junge König.

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ, wo er ist,
Stets sich lassen schauen.

Wahrlich, ein starkes Gottvertrauen, ein sehr guter Mut gehörte dazu, wenn Gustav Adolf angesichts der Erbschaft, die ihm sein Vater hinterließ, nicht verzagen wollte. Kein sanftes Ruhekissen, nicht Genüsse aller Art noch Schätze winkten dem jungen Könige. Sein Erbe waren drei Kriege, Kriege, die einen ganzen Mann erforderten.

Da war Dänemark, das nur den günstigen Augenblick abwartete, um die 3 Kronen, welche es aus der Zeit, in welcher ihm Norwegen und Schweden zugehörte, in seinem Wappen führte, wieder thatsächlich zu vereinigen. Auf der andern Seite stand Sigismund von Polen, jederzeit bereit, die verlorene Krone zurückzuerobern. Und im Osten hatte man sich der Russen zu erwehren.

Nicht weniger trostlos sah es im Innern des Reiches aus. Der Adel, den Karl IX mit eiserner Faust niedergehalten hatte, benützte den Thronwechsel, sich möglichst vieler Privilegien zu versichern, um unabhängig vom Könige seine Wege gehen zu können. Der Bürger- und Bauernstand war beinahe zu Grunde gerichtet durch die fortwährenden Kriegssteuern und Truppenaushebungen. Im südlichen Schweden waren große Landstriche vom Feinde verheert, in Dalekarlien bedrohliche Unruhen ausgebrochen.

Karl IX hatte in seinem Testament bestimmt, daß Gustav Adolf bis zum vollendeten 18. Lebensjahre unter der Vormundschaft seiner Mutter, des Herzogs Johann und von 6 Reichsräten regieren sollte. Allein die Reichsräte und unter diesen besonders Axel Oxenstierna glaubten, daß von einer 9köpfigen Regierung wenig Ersprießliches für Schweden zu erwarten wäre. Als daher Herzog Johann, dem nach dem Willen des verstorbenen Königs die Krone zuerst angetragen werden sollte, ein bequemes Privatleben vorzog, wurde Gustav Adolf im Dezember 1611 für volljährig erklärt.

Mit fester Hand ergriff er die Zügel der Regierung. Wohl einsehend, daß unter den obwaltenden Verhältnissen in dem dänischen Kriege wenig Lorbeeren zu holen seien, bot er seinem Gegner die Hand zum Frieden. Allein Christian von Dänemark hielt gerade jetzt die Zeit für gekommen, seine Pläne auszuführen. Der Krieg nahm daher seinen Fortgang mit schrecklichen gegenseitigen Verwüstungen und wechselnden Erfolgen. Gustav Adolf, der mit „zwei leeren Händen" die Regierung übernommen hatte, fehlte es an gutgeschulten Truppen und tüchtigen Führern. Die Herren vom Adel fanden es bequemer, daheim hinter dem warmen Ofen zu sitzen als draußen auf dem Felde der Ehre Gut und Blut fürs Vaterland zu opfern. Seiner Jugend ungeachtet war der König immer da, wo die Gefahr am größten war. Einmal war er nahe daran zu ertrinken. Bei Wittjo wurde ein kleiner schwedischer Truppenteil, bei dem der König war, von einer großen Übermacht überfallen und zur Flucht genötigt. Die Schweden suchten sich über den gefrorenen See zu retten. Da brach unter dem König die Eisdecke ein. In der Verwirrung der Flucht und dem beginnenden Abenddunkel schien er rettungslos verloren. Aber der Kammerjunker Per Banner und ein uppländischer Reiter eilten herbei und halfen ihm heraus. Kaum war er aus dem Wasser, als er seinen silbernen Gürtel abschnallte und dem Reiter mit den Worten überreichte: „Ich werde dich mit einem Stück Brot bedenken, das für dich und deine Kinder hinreichen soll." Und er hat sein Wort gehalten. Im Jahr darauf schenkte er dem Reiter ein schönes Bauerngut.

Der unerwartet zähe Widerstand des jugendlichen Herrschers und die zunehmende Erschöpfung im eigenen Lande machte endlich die Dänen zu Friedensverhandlungen geneigt. Im Januar 1613 kam es zum Frieden. Die Friedensbedingungen waren für Schweden sehr hart. Den Beisatz zu seinem Titel „Der Lappen und Kajaner König" ließ Gustav Adolf leichten Herzens fahren. Dagegen wollte er unter keinen Umständen in die Abtretung von Elfsborg dem damals einzigen festen Platze Schwedens an der Nordsee, der Braut, um welche die Dänen eigentlich warben, willigen. Er und sein Volk verstanden sich daher lieber zur Zahlung einer Million Reichsthaler. Trotzdem war über diesen Frieden laute Freude im Lande.

Während dieses Existenzkampfes standen die schwedischen Truppen auch in Rußland im Felde. König Karl IX hatte dort erfolgreich in die russischen Thronwirren eingegriffen und es den Russen ermöglicht, sich der von Polen unterstützten falschen Demetriusse zu erwehren. Für diese Hilfe hatte sich Karl ein hübsches Stück russischen Besitztums an der Ostsee zusichern lassen. Als nun die Russen keine Miene machten, ihre Verpflichtungen einzulösen, brauchte der schwedische General Jakob de la Gardie Waffengewalt. Ja, er veranlaßte sogar die Nowgoroder, den erledigten Czarenthron dem jüngeren Bruder Gustav Adolfs, Karl Philipp, anzutragen. Die russische Nationalpartei wählte jedoch Michael Romanow auf den Thron, der die schwedischen Forderungen energisch bekämpfte. Nach Beendigung des dänischen Krieges erschien Gustav Adolf zweimal auf dem russischen Kriegsschauplatz. Rußland war genötigt in dem im Jahre 1617 abgeschlossenen Frieden an Schweden Ingermannland und Karelien abzutreten. Mit freudiger Genugthuung konnte Gustav Adolf im Reichstage sagen: „Nun kann dieser Feind ohne unsern Willen nicht mit einem Boote in die Ostsee kommen. Rußland ist von der Ostsee ausgeschlossen und ich hoffe zu Gott, es wird den Russen von nun an schwer werden, über diesen Bach zu springen."

Inzwischen war der dritte Feind Gustav Adolfs nicht unthätig gewesen. Schon bei seiner Thronbesteigung machte Sigismund von Polen alle Anstrengungen in Schweden Mißtrauen zu säen. Seine getreuen Schildknappen, die Jesuiten, verbreiteten unter dem Volke eine Menge Flugschriften mit der Aufforderung, „Karls gottlosen Abkömmling zu verlassen." Aber er richtete nichts aus. Er war vielmehr genötigt, den mit Karl IX geschlossenen Waffenstillstand von Jahr zu Jahr zu verlängern. Erst 1617 begannen die Feindseligkeiten und dauerten mit Unterbrechung von etlichen Waffenstillstandsjahren bis zum Jahr 1629. Dieser Krieg gewann für Schweden dadurch eine erhöhte Bedeutung, daß hinter Polen die ganze spanisch-habsburgische Macht stand, die nichts Geringeres anstrebte, als das aufstrebende evangelische Schweden von der Ostsee auszuschließen, Polen die Ostseeprovinzen im Kampfe mit Schweden zu erringen, Sigismund den schwedischen Königsthron zurückzugewinnen und Schweden in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Gustav Adolf hatte die Pläne seiner Gegner bald durchschaut. Er kam ihnen zuvor, eroberte ganz Livland und trug dann den Krieg nach polnisch Preußen. Hier kam sein militärisches Genie zur vollen Geltung und trug ihn von Erfolg zu Erfolg. Seinen Soldaten war er ein glänzendes Beispiel von Mut und Tapferkeit. Im Kampfe immer einer der Vordersten wurde er im Treffen bei Mewe einmal ganz von den Feinden umringt. Ein Reiter sah es. Um den König nicht zu verraten rief er einigen seiner Kameraden zu: „Kommt, helft mir meinen Bruder dort verteidigen!" Sie folgten ihm und der König war befreit. Kurz darauf sah Gustav Adolf, wie derselbe Reiter gefangen war. Hastig nahm er einige der nächsten mit sich, eilte hin, trieb die Polen weg und rief dem Befreiten zu: „Nun, Bruder Kamerad, sind wir wieder quitt!" Wie einst Alexander der Große so hat auch er manchen Wahlplatz mit seinem Blute getränkt. Bei Dirschau war's, wo ihn eine Musketenkugel traf, als er eben mit dem Fernglas die Stellung der Feinde untersuchte. Die Kugel war dicht beim Schüsselbein, 2 Zoll weit von der Kehle eingedrungen und im Schulterplatt sitzen geblieben. Der König sank lansam in Per Brahes Arme. Ströme Blutes schossen aus Mund und Nase und alle erwarteten seinen augenblicklichen Tod. Bei der Untersuchung durch den Feldscher fand sich jedoch, daß die Wunde wohl gefährlich aber nicht tödlich war. Nach 8 Tagen saß er wieder zu Pferd. Da aber die Kugel nicht entfernt werden konnte, blieb ihm zum „Denkzeichen" im rechten Arm eine Steifheit zurück. Auch konnte er von da an keinen Harnisch mehr tragen und nicht mehr ohne Beschwerde schreiben.

Über die häufigen Verwundungen des Königs besorgt, wagten es die höheren Befehlshaber ihn zu bitten, sich nicht allzusehr der Gefahr auszusetzen. Der König aber meinte: „Nachdem mich Gott zum Könige gemacht, und mir diese Bürde auferlegt hat,

so soll ich mich ihr weder aus Furcht noch aus Trägheit entziehen. Und sollte auch im wechselnden Geschicke des Kriegs der Tod mein Los sein, wie kann wohl ein König ehrenvoller fallen, als im Kampfe für seinen Gott und sein Volk?"

Trotz der wesentlichen Unterstützung, die Wallenstein den Polen zukommen ließ, mußte Sigismund im Jahr 1629, vorläufig auf 6 Jahre einen Waffenstillstand eingehen, an Schweden die wichtigsten Ostseehäfen Preußens abtreten und dessen Ansprüche auf die den Russen abgerungenen Ostseeprovinzen anerkennen.

4. Der Landesherr.

Obwohl Gustav Adolfs Leben eine fast ununterbrochene Kette von Kriegen war, so hat er doch in seinem Lande für die Verwaltung und Rechtspflege, für Kirche und Schule, für den Handel, für Gewerbe und Landwirtschaft unendlich viel Gutes gewirkt.

Im Winter, wenn die Operationen im Felde ruhten, kehrte er meistens nach Schweden zurück. Dann reiste er im Lande umher, „nahm die Klagen der Unterthanen entgegen, besichtigte Bergwerke und Schiffswerfte und prüfte Rechnungen, Briefe und gerichtliche Urteile." An seine Beamten und Diener machte er große Ansprüche. Wehe dem, der der Prellerei oder sonstiger Unregelmäßigkeiten überführt wurde! Sonst war er freundlich und herablassend gegen alle, mit denen er zusammentraf. Gerne unterhielt er sich mit alten invaliden Kriegern. Längere Gespräche mit fremden Gesandten dagegen, die er für „accreditierte (beglaubigte) Spione" erklärte, waren ihm ein Greuel, da er seine natürliche Lebhaftigkeit nicht so weit zu beherrschen vermochte, daß nicht Worte, Bewegungen und Mienen auf seine geheimen Gedanken schließen ließen.

Besonders fein war sein Gerechtigkeitsgefühl. Er duldete auch nicht die leiseste Beugung des Rechts, selbst wenn es seinen eigenen Vorteil betraf. Einst hatte er einen Prozeß mit einem Edelmann. Die Sache sollte vor dem Stockholmer Hofgericht entschieden werden. Der König begab sich selbst in die Sitzung, um den Spruch mit anzuhören. Bei seinem Eintritt wollten die Räte aus Ehrfurcht aufstehen. Gustav verbot es ihnen: „Ihr müsset euch erinnern," sagte er, „daß ihr das höchste Tribunal des Landes seid und in diesem Augenblicke vergessen, wer ich bin. Nur euer Gewissen soll sprechen bei dem Urteil, das ihr zu fällen im Begriffe seid." Die Richter erkannten zum Vorteil des Edelmannes. Der König sagte nichts über den Spruch, ließ sich aber die Akten geben. Als er die Gerechtigkeit des Spruches erkannte, lobte er die Rechtschaffenheit der Richter.

5. Am eigenen Herd.

In ernsten Studien waren die goldenen Tage der Kindheit vergangen und auf den Schultern des Jünglings ruhte von Anfang an eine fast übermenschliche Last von Sorge und Mühe. Für das Vergnügen blieb ihm daher gar wenig Zeit übrig. Er hatte auch kein Gefallen an den Genüssen der Tafel oder den sonstigen eitlen Freuden der Welt. Aber er liebte sanfte Musik und einfache Sangesweise und saß oft da, die Laute in der Hand, um in Tönen zu träumen.

Unter seiner Brust schlug ein warmes Herz. Am königlichen Hofe wuchs eine Tochter aus einem der vornehmsten Geschlechter des Landes auf — Ebba Brahe. Nach den übereinstimmenden Urteilen der Zeitgenossen war sie von berückender Schönheit. Und da auch Gustav Adolf, eines Hauptes länger als die größten seiner Landsleute, mit feurigen Augen, hoher Stirne, feiner weißer Gesichtsfarbe und goldlockigem Haare weitaus der schönste Mann des Hofes war, so kam es, daß sich beide herzlich gut wurden. Gustav Adolf wünschte Ebba zur Königin zu machen. Seine Mutter, die Königin Christine, hatte jedoch anderes im Sinne und suchte daher die jungen Leute zu trennen. Dies gelang ihr bei ihrem Sohne, den die Liebe zum Dichter gemacht hatte, nicht so leicht. Noch vom russischen Feldzug aus schrieb er an Ebba zärtliche Briefe. Erst als ihm auch sein vertrauter Ratgeber Axel Oxenstierna diese Verbindung mit einer der Adelsfamilien des Landes ernstlich widerriet, entschloß er sich schweren Herzens, dem Staatswohl seine Jugendliebe zu opfern. Ebba tröstete sich leichter. Mit ihrem Diamantringe schrieb sie um jene Zeit in eine Fensterscheibe des Schlosses zu Stockholm:

Ich bin zufrieden mit dem Lose mein
Und danke Gott für die Gnade sein.

Bald darauf war sie die Gemahlin des tapferen Grafen de la Gardie. Nun betrieb die Königin-Mutter eifrig eine Verbindung ihres Sohnes mit der kurbrandenburgischen Prinzessin Maria Eleonore. Nur sehr allmählich konnte sie Gustav Adolf, der

schon den Entschluß gefaßt hatte, gar nicht zu heiraten, dafür interessieren. Und als er sich endlich, nachdem er die Erkorene unerkannt in Berlin gesehen hatte, dazu hergab, gab es am brandenburgischen Hofe allerlei Hindernisse. Gustav Adolf überwand sie jedoch, und im November 1620 war Maria Eleonore seine Gemahlin.

Die Ehe war glücklich. Maria Eleonore war durch ihre Güte, Schönheit und Anmut eine Zierde des schwedischen Thrones. An Gustav Adolf hing sie mit rührender Zärtlichkeit. Ihre Liebe grenzte fast ans Abgöttische. Wenn er im Felde lag, überkam sie zuweilen eine so unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrem Gatten, daß sie allen Gefahren zum Trotz auf den Kriegsschauplatz reiste. „Sie würde sterben", erklärte sie einmal, „wenn sie nicht zu ihrem Herren reisen dürfte." Die Gefahren, welchen sich der König aussetzte, erfüllten ihr Herz mit Kummer und Verzweiflung. Sie war trostlos, wenn Nachrichten einliefen, daß ihr Gemahl in irgend welchem Treffen verwundet worden sei. Auch Gustav Adolf war seiner kunstliebenden Gattin herzlich zugethan und verzieh ihr gerne, wenn sie in ihrer Gutherzigkeit über ihre Kräfte gegeben und damit ihre Kasse hin und wieder in Unordnung gebracht hatte.

Von drei Töchtern, die Maria Eleonore ihrem Gemahle schenkte, blieb nur eine am Leben, die im Jahre 1626 geborene nachmalige Königin Christine.

6. Die Not in Deutschland.

Während im hohen Norden das kleine Schweden unter der zielbewußten Führung seines genialen Königs allmählich erstarkte und so „furchtbar wurde, daß seine Nachbarn anfingen, ihm scheele Blicke zuzuwerfen", spielten sich in Deutschland die ersten Akte der blutigen Tragödie des dreißigjährigen Krieges ab. Politische und religiöse Fragen in unentwirrbarer Verquickung hatten einen Brand entfacht, der das große Werk des Wittenberger Reformators aufzuzehren drohte. Die Spannung zwischen den katholischen und evangelischen Fürsten bestand lange. Die böhmische Frage brachte den Stein ins Rollen. Aber während die Katholiken, mit Kaiser Ferdinand I und Kurfürst Maximilian von Bayern an der Spitze, in enggeschlossener Phalanx einem Ziele zustrebten, — der Schwächung der evangelischen Fürsten, ja der Vernichtung der ganzen evangelischen Kirche — stob die Vereinigung der Evangelischen beim ersten ernstlichen Zusammenstoß mit den Gegnern wie Spreu auseinander. Die Kriegsführung wurde Abenteurern wie Graf Mansfeld oder Christian von Braunschweig überlassen, deren zusammen gelaufene, schlecht besoldete Völker den wohlgeschulten und trefflich geführten Truppen eines Tilly und Wallenstein nicht stand halten konnten. So waren es denn keine sonderlichen Heldenthaten, wenn die Kroaten und Wallonen einen Fürsten um den andern verjagten und unter unerhörten Greueln ihre siegreichen Fahnen bis an die Küste der Ostsee trugen. Denn der verfehlte Waffengang, den Christian IV von Dänemark nicht aus eigenem Antrieb sondern in eitler Ruhmsucht und bornierter Eifersucht zu Gunsten der deutschen Glaubensgenossen wagte, fand bei Lutter am Barenberg ein rasches schimpfliches Ende und trug nur dazu bei, den Siegesübermut der Katholiken zu erhöhen. Auch in dieser höchsten schrecklichen Not vermochten die über alle Vorstellung schlaffen, zaghaften, uneinigen evangelischen Fürsten nicht zur Rettung der gemeinen Sache sich zusammenzuschließen. Die mächtigsten unter ihnen, Johann Georg von Kursachsen und Georg Wilhelm von Kurbrandenburg, boten ein höchst unerfreuliches Bild von Eigennutz und Feigheit. Was hinderte nunmehr Ferdinand, mit der Wiederherstellung der katholischen Kirche wie zuvor schon in den eigenen Ländern so nun auch in Deutschland Ernst zu machen, kurzweg die Rückgabe aller reichsunmittelbaren Stifter und sämtlicher seit dem Passauer Vertrag eingezogenen Güter an die katholische Kirche zu dekretieren und die Exekution mit ganzer Rücksichtslosigkeit durchführen zu lassen? Wer sollte den Schrei der Verzweiflung, der infolgedessen durch ganz Deutschland drang, noch hören? Frankreich haßte wohl Österreich, aber wer wollte Richelieu, der kurz zuvor im eigenen Lande die Protestanten niedergeworfen hatte, zutrauen, daß er die Evangelischen Deutschlands ehrlich unterstützte? Die Niederländer zeigten zwar guten Willen, hatten aber mit sich selber zu thun, und England war wohl unermüdlich, Gesandtschaften über den Kanal zu senden und zweizüngige Versprechungen zu machen, aber zu Thaten mochte sich weder König Jakob noch König Karl aufraffen. Es gab nur einen der helfen konnte und helfen wollte — Gustav Adolf.

7. Versuche und Vorbereitungen.

Schon nach der Schlacht bei Prag hat der spanische Feldherr Spinola gesagt, Gustav Adolf sei der einzige evangelische Fürst, vor dem man sich hüten müsse. Und in der That, dieses nordische Kriegsgestirn sollte die Tilly, Wallenstein und Pappenheim weit überstrahlen.

Mit tiefstem Interesse verfolgte Gustav Adolf den Gang der Dinge in Deutschland. Er sah mit aufrichtiger Bekümmernis, wie bei den Evangelischen die Wasser der Trübsal immer höher stiegen. Und obwohl er selbst mit einem entschlossenen Feinde um die Existenz zu ringen hatte, bot er doch immer und immer wieder seine rettende Hand an. Wie wenn es seine eigene Sache wäre, warb er fortwährend bei den außerdeutschen Staaten um Unterstützung für die bedrängten Glaubensgenossen. Mehr als einmal war es ihm gelungen, mit England und den Niederlanden Bündnisse zu gemeinschaftlichem Vorgehen gegen die katholisch-habsburgischen Vergewaltigungen anzubahnen. Im Anfang des Jahres 1625 ward sein genialer Angriffsplan bereits gutgeheißen, als es dem scheelsüchtigen Dänemark im Bunde mit dem intriganten England gelang, Gustav Adolf auf die Seite zu schieben und Christians Unfähigkeit an die Stelle des größten Heerführers der Zeit zu setzen. Trotzdem erlahmte sein Eifer nicht, zumal nach der Niederwerfung Dänemarks die Gefahr auch seinem eigenem Lande näher gerückt war. Wallenstein war Herzog von Mecklenburg geworden, hatte festen Fuß an der Ostsee gefaßt und sich zum Admiral der Ostsee ernennen lassen. Außerdem hatte er seine polnischen Freunde offen gegen Gustav Adolf unterstützt. Aus allen diesen Maßnahmen war der wallensteinisch-kaiserliche Plan, die Herrschaft über die Ostsee an sich zu reißen und dann Schweden im eigenen Lande anzugreifen, nur zu deutlich zu erkennen. Als daher Stralsund, von Wallenstein belagert und hart bedrängt, Gustav Adolf als erste deutsche Stadt unmittelbar um Hilfe anging, war er schnell bei der Hand. Wallenstein mußte unverrichteter Dinge abziehen.

Damit war der Krieg mit dem Kaiser thatsächlich eröffnet. Es kam nun alles darauf an, einem Angriff auf Schweden zuvorzukommen. Gustav Adolf zeigte seinen Ständen das schwere Gewitter, das sich von Deutschland drohend nach Norden wendete, Glauben und Freiheit zermalmend. Seine begeisterten Worte zündeten. Und obwohl nach den langen Kriegsläuften mit all seinen Beschwerden ein tiefes Ruhebedürfnis vorhanden war, obwohl das Land durch die schweren Kriegslasten fast bis ins Mark ausgezogen war, obwohl nichts einen glücklichen Erfolg des Unternehmens verbürgte, es galt dem Vaterland, es galt dem Glauben, da gab es keine Bedenklichkeit — einmütig verpflichtete man sich, Leib und Leben dafür einzusetzen.

Man könnte es ein tollkühnes Unterfangen nennen, daß das kleine Häuflein der Schweden gegen die gewaltigen Heeresmassen des Kaisers zu Felde ziehen wollte. Denn nicht ein einziger Verbündeter, weder in Deutschland noch im sonstigen Europa, stand ihm zur Seite. Aber Gustav Adolf vertraute Gott und seiner guten Sache. Und auf seine Truppen konnte er sich verlassen. Die bisher im deutschen Kriege aufgetretenen Heere waren ungezügelte Söldnerhaufen, ein Gemisch aus allen Nationalitäten und Bekenntnissen, nur auf Gewinn, Sold und Beute bedacht. Gustav Adolfs Heer war eine von religiöser und nationaler Begeisterung erfüllte, in strenger Disziplin gehaltene, einheitlich aus einem streng evangelischen Bauernvolk zusammengesetzte Truppe.

Der König berechnete sorgfältig die materiellen Mittel, die notwendig waren, um seinen Plan durchzuführen und ihn zum Herren der Ereignisse zu machen. In rastloser Thätigkeit sammelte er alles, was der Feldzug erforderte, und seinem Adlerblick entging dabei nicht das geringste.

Die Rüstungen waren vollendet und alles war zur Einschiffung vorbereitet. Da versammelte Gustav Adolf noch ein letztesmal seine getreuen Stände um sich. In feierlicher Sitzung nahm er von seinem Reiche Abschied. Er dankte seinen Unterthanen für ihre große Opferwilligkeit und versicherte ihnen, daß es sein höchster Wunsch gewesen wäre, seinem Lande den Frieden zu geben, aber es sei nicht in seiner Macht gelegen. Er wisse nun nicht, ob ihm bestimmt sei, auch aus dieser neuen Gefahr sein Leben davonzutragen. Er empfehle deshalb seine Tochter Christine ihrer Fürsorge. Für seine Unterthanen aber erflehe er den Schutz des Allerhöchsten. In seinen Augen standen Thränen, die Anwesenden brachen in lautes Schluchzen aus. Nachdem er sich etwas gefaßt hatte, schloß er mit den Worten des 90. Psalms: „Herr wende dich doch wieder zu uns und sei deinen Knechten gnädig. Fülle uns frühe mit deiner Gnade, so wollen wir rühmen und fröhlich sein unser Leben lang. Zeige deinen Knechten deine Werke und deine Ehre ihren Kindern. Der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern!"

Hierauf begab sich der König nach Elfsnabben, wo die Truppen zur Einschiffung sich versammelt hatten. Von hier aus erließ er einen letzten Gruß und Befehl vom heimatlichen Boden an sein Volk, in welchem er „drei solenne Bet- und Festtage" anordnete.

Fast drei Wochen hielt ein ungünstiger Wind die schwedische Flotte in den Scheren zurück. Endlich am 17. Juni drehte sich der Wind. Sofort wurden die Anker gelichtet und noch am selben Mittag ging die Flotte unter Segel.

8. Der Retter kommt.

Unter den dumpfen Schlägen eines gerade über die Gegend ziehenden Gewitters landete Gustav Adolf mit seinem Heere am 26. Juni 1630 auf der Insel Usedom. Auf einem der drei Boote, die als die ersten dem Lande zuruderten, befand sich der König. Kaum hatte sein Fuß die deutsche Erde berührt, als er auf die Kniee fiel und mit lauter Stimme betete: „Du, Herr Gott, der du über Winde und Meer wie über Erde und Himmel gebietest, wie soll ich dich genugsam preisen für deinen gnädig verliehenen Schutz bei dieser gefährlichen Fahrt? Ich danke dir, aus dem innersten Grunde meines Herzens danke ich dir. Du weißt es, daß ich diesen Zug nicht zu meiner, sondern zu deiner Ehre und zum Beistand deiner unterdrückten Kirche übernommen habe. Gieb auch künftig das nötige Glück, um dieses dein heiliges Werk auszuführen bis zu der Stunde und dem Ziele, welche du bestimmen wirst." Der König stand auf, und als er die Thränen in den Augen der umstehenden Herren sah, sagte er: „Weinet nicht, sondern bittet Gott aus eures Herzens Grunde! Fleißig gebetet, ist halb gesiegt." Hierauf griff er selber zum Spaten und half die Schanzen anlegen, die zum Schutze der landenden Truppen gegen einen etwaigen feindlichen Angriff nötig waren.

Es war ein günstiger Umstand für Gustav Adolf, daß gerade zur Zeit seiner Landung die katholischen Fürsten damit umgingen, den tüchtigsten kaiserlichen Feldherrn, Wallenstein, zu stürzen. Und daß der Kaiser auf dem Regensburger Konvent im August 1630 darauf einging, den einzigen General, der Gustav Adolf gefährlich werden konnte, den ligistischen Bundesgenossen zu opfern, zeigt nicht weniger wie sein unbedachtes Wort bei der Nachricht von der Landung des Schwedenkönigs: „Da haben wir wieder einmal ein Feindel auf den Hals gekriegt," wie wenig Verständnis er für die militärische Bedeutung Gustav Adolfs hatte. Und seine Meinung war nicht vereinzelt. In Wien spottete man: „Die Schneemajestät wird schon schmelzen, wenn sie sich nur erst der Sonne des Südens naht." Auch im evangelischen Lager blieb es bedenklich stille. Nirgends Jubel, nirgends Beifall. Nur von der Stadt Stralsund wissen wir, daß sie die Landung Gustav Adolfs auf deutschem Boden mit Freudenfest und Tedeum feierte. Das evangelische Volk allerdings sah in ihm seinen Messias kommen. Die Fürsten dagegen brauchten sehr lange, bis sie sich Gustav Adolf anschlossen. Erst ganz vereinzelt und verstohlen, daß es ja der Kaiser nicht merke, kamen sie herbei zu dem Fremden, der schließlich das wurde, wozu in dieser traurigen Zeit kein deutscher Fürst zu finden war, der Mittelpunkt der nationalen deutschen Politik.

9. Ein glücklicher Anfang.

Es war am 10. Juli 1630. Heiß brütete die Sonne über Stettin. Da tönten mittags 2 Uhr vom Ufer her plötzlich 2 Kanonenschüsse und schreckten die Bürger von ihrer Ruhe auf. Im Hafen war die schwedische Kriegsflotte eingelaufen. Gustav Adolf hatte, ohne erheblichen Widerstand zu finden, schnell sämmtliche Odermündungen und die sie beherrschenden Inseln in seine Gewalt gebracht. Jetzt galt es den wichtigsten Oderpaß Stettin, der sich bisher jeder kaiserlichen Besatzung ritterlich erwehrt hatte, zu gewinnen. Unvermerkt hatten sich die Schweden der pommerschen Hauptstadt genaht, um vom Herzog, der Gustav Adolf schon zwei Gesandtschaften entgegengeschickt und um Neutralität gebeten hatte, „eine gewisse Resolution zu erhalten, ob man Freund oder Feind sei".

Gustav Adolf war ans Land gestiegen und überschaute, von seiner Leibkompagnie umgeben, „die Lokalitäten durch ein Perspektiv". Das Volk strömte herbei, um den König zu sehen. Der unscheinbar „in einem grauen tuchnen Soldatenkleide, ohne Feder oder Feldzeichen ohne Rüstung als ein sanftmütiger leutseliger Herr mit jedermann konversierte" und die Versicherung gab, „er wäre als Freund und keineswegs als Feind in diese Länder herausgekommen, die heilige, reine Religion augsburgischer Konfession erhalten zu helfen, die Kirchendiebe, Kirchen- und Straßenräuber aber daraus zu jagen".

Inzwischen hatte der Stadtkommandant, Oberst Damitz, seine Mannschaften gesammelt und einen Trommler an Gustav Adolf geschickt mit dem Begehren, die Schweden sollen unverzüglich den Platz wieder räumen. Der König aber ließ ihm sagen, daß es nicht sein Brauch sei, mit seinesgleichen durch einen Dolmetscher zu reden. Da erschien Damitz in Person. Gustav Adolf verlangte Quartier. „Er zeigte die Schlüssel, die er

bei sich habe, den Weg im widrigen Falle zu öffnen." Nach einer Stunde kam auch Herzog Bogislaw. Neutralität war alles, was er bewilligen wollte, bis ihm Gustav Adolf ungeduldig zurief: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich." Da endlich ließ er sich mit den Worten: „Nun denn, in Gottes Namen!" zu einem Bündnis mit Gustav Adolf herbei. Unverzüglich wurde Stettin von den Schweden besetzt und unter des Königs Augen in wenigen Tagen in eine fast uneinnehmbare Festung verwandelt. Der König, dem im Schlosse Quartier bereitet war, schlief in seinem Schiff; denn, sagte er, „wenn der König auf einem Matrosenbette liegt, so muß der General auch mit einem weichen Rock und der Soldat mit einem reinen Strohbund zufrieden sein."

Mit großer Umsicht und Vorsicht drang Gustav Adolf von Stettin aus vor. Es gelang ihm, Schritt vor Schritt sich fast der ganzen pommerschen Küste und der wichtigsten Grenzpässe nach Mecklenburg zu bemächtigen. Die Kaiserlichen leisteten nur schwachen Widerstand. Manche Orte gaben sie in kopfloser Furcht ohne Kampf preis. Nur in einem waren sie die alten, im Mordbrennen. Ein starkes Corps überfiel die nur von 150 Schweden verteidigte Stadt Pasewalk. Mit teuflischer Wollust hieben die Helden alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Als es nichts mehr zu rauben und zu morden gab, setzten sie den roten Hahn auf die Häuser und verwandelten die Stadt in einen Trümmerhaufen.

Im Dezember wagte Gustav Adolf den ersten Hauptschlag. Die Feinde hatten sich in einem Lager zwischen Greifenhagen und Gartz verschanzt. Am heiligen Abend kampierten die Schweden in einem Walde zur Seite von Greifenhagen. Nachdem am Morgen des Christfestes der Gottesdienst gehalten war, begann der Sturm aufs Lager. Nach kurzem Kampfe wurden die Feinde derart aufs Haupt geschlagen, daß wenige entkommen wären, wenn nicht der evangelische brandenburgische Kommandant von Küstrin die Liebenswürdigkeit gehabt hätte, den verfolgten Kaiserlichen die Festung zu öffnen, den Schweden aber zu verschließen. Beim Jahresschluß war ganz Pommern von den schrecklichen Blutsaugern befreit.

10. Die evangelischen deutschen Fürsten und Magdeburg.

Man sollte erwarten, daß jetzt, nachdem Gustav Adolf durch seine Waffenthaten glänzende Beweise seines Könnens abgelegt und den Kaiserlichen einen heilsamen Schrecken eingejagt hatte, die evangelischen deutschen Fürsten Vertrauen zu ihm gewonnen und ihm entgegengekommen wären. Dem ist nicht so. Der jahrelange Druck mußte die Fürsten so geschwächt haben, daß sie das Licht, das in ihr trauriges Dasein hereinfiel, anfangs gar nicht zu sehen vermochten. Eine ruhmreiche Ausnahme machten der feurige Landgraf Wilhelm von Hessen und die Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar. Aber gerade Sachsen und Brandenburg, von deren Anschluß ein gut Teil des Erfolgs des schwedischen Unternehmens abhing, blieben bei ihrem schwächlichen Standpunkte. Freilich waren auch sie empört über das Restitutionsedikt, bangten auch sie um ihren Besitz. Wenn sie nur wenigstens den nationalen Stolz gehabt hätten zu sagen: wir brauchen den Schweden nicht, wir können uns selbst helfen. Aber trotz aller traurigen Erfahrungen waren sie so naiv zu glauben, der Kaiser werde um ihrer mattherzigen Vorstellungen willen das Edikt aufheben. Sie glaubten schon etwas außergewöhnliches zu leisten, daß sie unter dem Spott der ganzen katholischen Welt zu Anfang des Jahres 1631 in Leipzig zu einem Konvent zusammen traten und in aller Devotion gegen den Kaiser beschlossen, bei Bedrängungen der Augsburger Konfessionsverwandten für sie einzutreten. Daß dies nur leere Worte waren, das zeigte bald das traurige Schicksal Magdeburgs.

Magdeburg, das schon zu Karls V Zeiten die ruhmvolle Rolle eines festen Schutzwalls evangelischer Gesinnung gespielt hatte, widersetzte sich der Ausführung des Restitutionsedikts. Zwar hatte es nicht verhindern können, daß ihm Ferdinands Sohn, Leopold Wilhelm, als Erzbischof aufgedrängt wurde; als aber in brutalster Weise die gewaltsame Wiedereinführung des Katholizismus versucht wurde, da empörte es sich, rief seinen seit dem unglücklichen dänischen Krieg vertriebenenen Administrator Herzog Christian Wilhelm zurück und vertrieb die Kaiserlichen aus Stadt und Stift. Gustav Adolf hatte ihnen seine Unterstützung zugesagt, obwohl ihm der Aufstand viel zu frühe kam. Nachdem daher die Kaiserlichen in verstärkter Zahl zurückkehrten, die verlorenen Plätze wieder eingenommen hatten und sich Magdeburg nahten, sandte er den erschreckten Bürgern seinen miltärisch hochbegabten Oberst-Hofmarschall Dietrich von Falkenberg, der in kurzer Zeit die Stadt in verteidigungsfähigen Zustand versetzte. Ende November schloß Pappenheim die Stadt ein. Im Vertrauen auf die versprochene Hilfe Gustav Adolfs

wehrte sich die Stadt monatelang heldenmütig. Immer enger wurde die Umschließung, immer größer die Not, immer sehnsüchtiger blickten die Bedrohten nach Gustav Adolf aus. Gustav Adolf wards wie auf glühenden Kohlen. Er versuchte alles, sein Wort einzulösen. Allein nicht genug, daß in Sachsen und Brandenburg die ängstlichen Hilferufe Magdeburgs ungehört verhallten, sie verhinderten auch Gustav Adolf, der Stadt Hilfe zu bringen. Denn dieser konnte solange nicht direkt zum Entsatze Magdeburgs anrücken, als sich Brandenburg und Sachsen nicht für ihn erklärt hatten, da ihm sonst bei einem etwaigen Mißgeschick der Rückzug abgeschnitten gewesen wäre. Er versuchte es, Tilly, der die Belagerung selber übernommen hatte, dadurch abzuziehen, daß er vor Frankfurt a. O. zog und es wie nachher Landsberg mit Sturm nahm. Tilly brach wohl gegen Gustav Adolf auf, kehrte aber auf die Kunde von dem Falle der Städte alsbald wieder nach Magdeburg zurück, um die Belagerung energisch zu Ende zu führen. Zwar zwang jetzt Gustav Adolf durch einen Zug vor Berlin seinen Schwager Georg Wilhelm von Brandenburg zur Einräumung der beiden Festungen Spandau und Küstrin, aber bis Johann Georg von Sachsen, von dem er die Einräumung der Elbpässe forderte, zu antworten beliebte, hatte sich Magdeburgs Schicksal erfüllt.

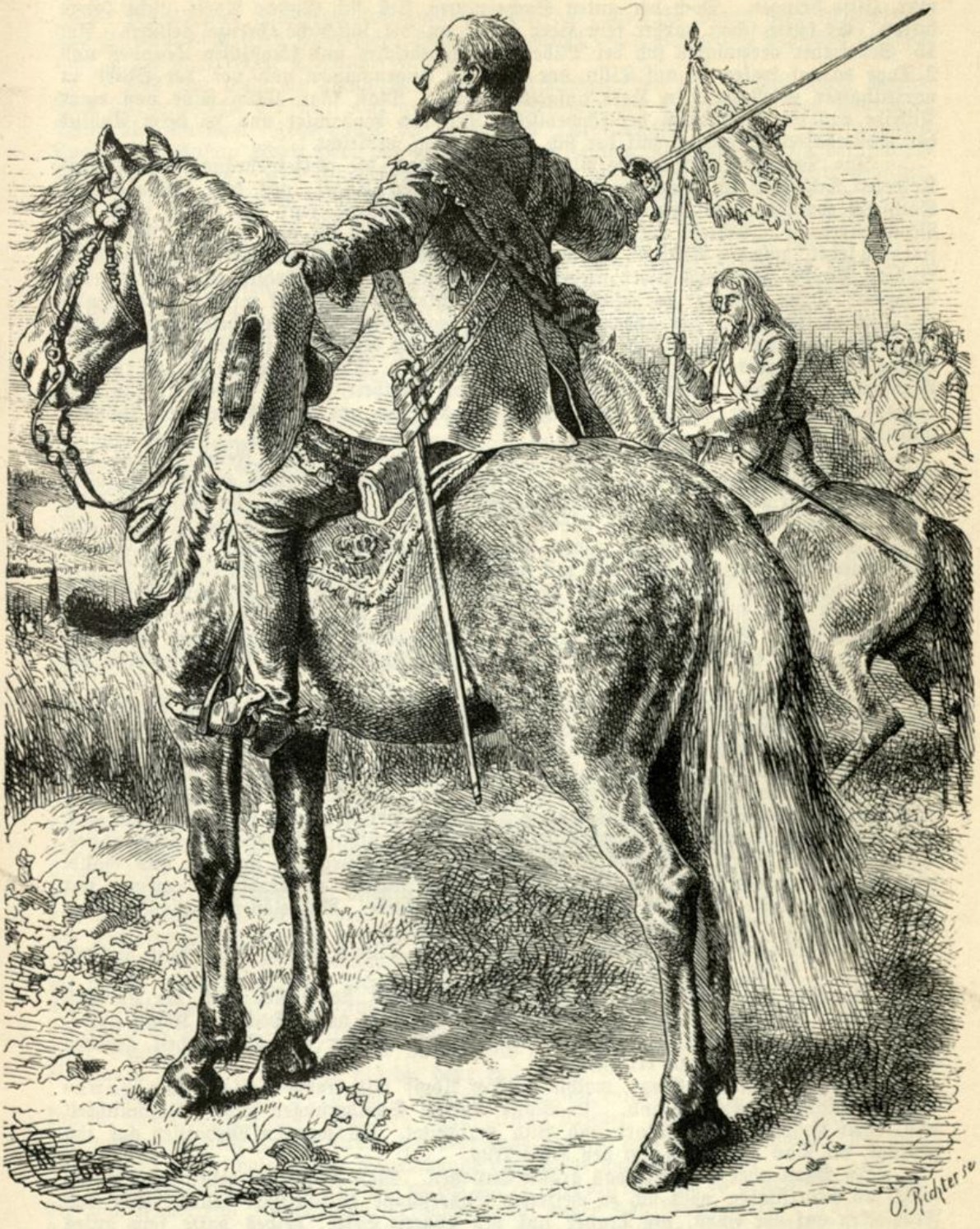
Am 10. Mai 1631, als eben der Rat in Falkenbergs Gegenwart über Tilly's Aufforderung zur Übergabe der Stadt beriet, erklangen plötzlich unheilverkündend die Sturmglocken. Pappenheim hatte, den günstigen Moment benützend, in dem die Bürgerwehr nach überstandener Nachtwache sich etwas zur Ruhe legte, den Wall der Neustadt erstürmt und war mit seinen Kroaten schon in die Straßen vorgedrungen, bis sich ihm Falkenberg mit seinen Truppen entgegenwerfen konnte. Falkenberg fiel, der Administrator wurde verwundet, der Feind ward Meister der Stadt. Maßlos, unmenschlich ward nun gewütet. Die Stadt war ein Schauplatz des Grauens und Entsetzens. Wie Raubtiere, die nach Beute die Zähne fletschen, die, wenn sie Blut geleckt haben, desto unersättlicher nach Blut dürsten, erfüllten die Wallonen und Kroaten die Straßen mit Mordgebrüll, untermischt mit den Angst- und Schmerzenslauten ihrer Opfer. Wo diese Kannibalen nicht blindlings würgten, da geschah es nur in der Hoffnung auf ein schweres Lösegeld, oder in der Absicht, einen Leib nicht zu töten, ohne ihn vorher geschändet zu haben. Man sah Frauen und Jungfrauen, die lieber ins Feuer oder ins Wasser sprangen, ehe sie den Mordbuben in die Hände fielen. Das Blut floß in Strömen. Es gab Häuser, wo das Blut an den Wänden herabrieselte. In der Katharinenkirche fand man die Leichen von 53 Frauen und Mädchen, noch hatten sie die Hände gefaltet, aber die Kroaten hatten ihnen die Köpfe abgehauen. Während dieser Greuelscenen brach ein Brand aus, der, geschürt durch einen heftigen Wind, in kurzer Zeit die schönste Stadt Mitteldeutschlands in Asche legte. Nur der Dom, das Liebfrauenkloster und etwa 130 Fischerhütten an der Elbe hatten diesen Tag der Wehen überdauert. Nachdem der Brand ausgewütet hatte, kehrte die Soldateska zu dem unterbrochenen Jubelfeste, der Magdeburger Hochzeit, wie sie es nannten, zurück. 1000 Personen, die 2 Tage lang in ständiger Todesangst ohne Nahrung im Dome zubrachten, schenkte Tilly gegen ein Lösegeld das Leben. Am 15. Mai hielt Tilly, umgeben von seinen Kriegsobersten, seinen feierlichen Einzug in die Trümmer der Stadt. Mit dreimaliger Lösung der Geschütze und einem Tedeum im Dome taufte er die Einöde zu einer katholischen Stadt um. Sie sollte zu Ehren des Feldgeschreis bei der Eroberung jetzt Marienburg heißen.

Wie der Brand entstand sucht man heute vergebens zu erfahren. Und es bleibt dahingestellt, ob die Bürger Magdeburgs ihre Stadt lieber opfern wollten, als sie in Feindeshand kommen zu lassen, sei es aus eigenem Antrieb oder auf Veranlassung Falkenbergs, oder ob Tilly oder Pappenheim den Befehl dazu gaben, oder endlich ob die Soldaten im Siegesübermut die Stadt in Brand steckten.

Wahrhaft niederschmetternd wirkte dieser Schlag auf das evangelische Deutschland. Und was dabei am bittersten empfunden wurde, das war die Erkenntnis, daß die Stadt von Gustav Adolf nicht gerettet werden konnte.

11. Breitenfeld.

Bald sollte Sachsen erfahren, daß der Kaiser, der sich schon manchen guten deutschen Brocken hatte schmecken lassen, nun auch Lust hatte zum „sächsischen Konfekt", den er sich zum Nachtisch aufbewahrt hatte. Tilly, der nach der Einnahme Magdeburgs planlos umherzog, in Hessen einfiel, Gustav Adolf belästigte, bei Schwedt und vor dem Lager von Werben einige tüchtige Schlappen holte und sich dann wieder elbaufwärts wandte, erhielt den Befehl, Kursachsen anzugreifen. Die rauchenden Trümmer, welche Tilly's Schritte bezeichneten, belehrten Johann Georg, daß die Zeit vorüber war, wo



Gustav Adolf betet vor der Schlacht.

er sich hinter gedrechselte Redewendungen verstecken konnte. Eilboten meldeten Gustav Adolf die Gefahr. Jetzt sollte er, dessen Hand bisher schnöde zurückgestoßen worden war, Hilfe bringen. Doch der guten Sache wegen ließ sich Gustav Adolf nicht lange bitten. Er hatte schon vorher sein Heer näher an die sächsische Grenze geführt. Am 15. September vereinigten sich bei Düben die schwedischen und sächsischen Truppen und 2 Tage darauf trafen sie auf Tilly, der Leipzig eingenommen und vor der Stadt in vorteilhafter Stellung sein Heer aufgestellt hatte. Man sagt, Tilly habe von einer Anhöhe aus den Aufmarsch der schwedischen Truppen beobachtet und sei beim Anblick der musterhaften Ordnung, mit der sich alles vollzog, erbleicht.

Die Truppen hatten ihre Plätze eingenommen, die wettergebräunten schlechtgekleideten Schweden im Zentrum und auf dem rechten Flügel, auf dem linken Flügel Sachsens wohlgenährte, gutuniformierte Söhne. Mahnend ruft der König noch den Musketieren zu: „Schießt nicht eher, ihr Burschen, als bis ihr das weiße im Auge des Feindes sehet," und den Reitern: „Hämmert das Schwert nicht an den stahlbekleideten Österreichern stumpf, stecht das Pferd nieder, dann werdet ihr den unbehilflichen Reiter leicht besiegen". Dann reitet er in die Mitte der Schlachtordnung, nimmt mit der einen Hand den Hut ab, senkt mit der andern den Degen gegen die Erde und betet mit weithin schallender Stimme: „Allgütiger Gott, der du Sieg und Niederlage in deiner Hand trägst, wende dein huldreiches Angesicht auf uns, deine Diener. Aus fernen Landen und ruhigen Wohnungen sind wir hiehergekommen, um für die Freiheit, für die Wahrheit, für dein heiliges Evangelium zu kämpfen. Verleih uns Sieg um Deines heiligen Namens willen! Amen."

„Gott mit uns" war das Feldgeschrei des evangelischen, „Jesus Maria" das Feldgeschrei des katholischen Heeres. Der schlaue Tilly hatte seinem Heere eine solche Aufstellung gegeben, daß die anrückenden Feinde Wind und Sonne im Gesicht hatten. Unter andauerndem Plänkeln zog daher Gustav Adolf seine ganze Armee so weit wie möglich nach rechts und gewann so dem Feinde den „halben Wind" ab. In der Absicht, dies zu vereiteln, umritt Pappenheim mit seinen Scharen den schwedischen rechten Flügel und fiel ihm in die Flanke. Schon aber hatte Gustav Adolf des Gegners Bewegung bemerkt und seine Reserve Pappenheims mit ungestümer Bravour anstürmenden Reitern entgegengeführt. Siebenmal erneuerten die Pappenheimer den Angriff und ebensooft wurden sie unter den schrecklichsten Verlusten zurückgeschlagen. Die Reste wandten sich zu toller Flucht.

Inzwischen hatte Tilly die Sachsen angegriffen und sie beim ersten Anprall in die Flucht geschlagen. Unter den ersten Flüchtlingen befand sich der Kurfürst. Erst 2 Meilen vom Kampfplatz, in Eilenburg, machte er Halt. Nun hatte der linke schwedische Flügel die volle Wucht der siegesfrohen Tilly'schen Truppen auszuhalten. General Horn ließ in die Lücken rasch Reservetruppen rücken und nun hielten seine Schweden den mörderischsten Angriffen stand, bis Gustav Adolf mit Verstärkungen herbeieilte und auch hier den leicht gewonnenen Sieg Tilly's in eine furchtbare Niederlage verwandelte. Tilly ward das Pferd unter dem Leibe erschossen. Er bestieg ein anderes und wollte seine Truppen wieder ins Feld führen. Er bat, er fluchte, er drohte, er weinte vor Zorn — vergebens. Niemand hörte mehr auf seine Worte. Aufgelöst war alle Ordnung, aller Gehorsam. Jeder suchte sein Heil in der Flucht.

Unermeßliche Beute fanden die Soldaten in Tilly's Lager, das ihnen andern Tags Gustav Adolf zur Plünderung überließ.

Verlegen über seine und seiner Truppen Feigheit stellte sich auch der Kurfürst wieder ein. Stotternd brachte er einige Entschuldigungen vor. Doch der König unterbrach ihn und drückte ihm seine Freude darüber aus, daß er ihm Gelegenheit gegeben habe, einen solchen Sieg zu erringen.

Dieser „glorreiche Sieg" machte Gustav Adolf mit einem Schlage zum populärsten Manne in Deutschland. In Masse wurden Schilderungen seiner Persönlichkeit und seiner Erscheinung in Wort und Bild verbreitet. Es wurden Medaillen auf ihn geprägt, die man an Ketten um den Hals trug.

In Wien aber herrschte das größte Entsetzen. Man wußte im ersten Augenblicke nicht, ob man fliehen oder sich zu weiterem Widerstande entschließen sollte. Und das Frohlocken auf der einen, die Trauer auf der andern Seite, beides hatte sein gutes Recht; denn wie die Inschrift des Denksteins auf dem Schlachtfeld treffend bemerkt:

„Gustav Adolf, Christ und Held,
Rettete bei Breitenfeld
Glaubensfreiheit für die Welt."

12. Von Sieg zu Sieg.

Als nächstes Ziel setzte sich Gustav Adolf, die kaiserliche Macht auch in Mittel- und Süddeutschland zu brechen. Sachsens Kurfürst sollte gleichzeitig Schlesien befreien und in die kaiserlichen Erblande einfallen.

Das war mehr ein Triumphzug als ein Kriegszug, den jetzt Gustav Adolf antrat. Das Kurmainzische Erfurt war genommen und dann mit Sturmeseile der Thüringer Wald überschritten. Jetzt gings die sogenannte „Pfaffengasse" entlang. In wenigen Tagen war Gustav Adolf Herr der würzburgischen Festung Königshofen und der Hauptstadt des Bistums. Das evangelische Schweinfurt hatte freiwillig die Thore geöffnet. Unter den hohen Herren dieser Gegend entstand ein „großes Fliehen". Auch der Bischof von Würzburg fand es für gut, den Staub von den Füßen zu schütteln. Seine beste Habe hatte er gleich vielen Herren vom Adel und der Geistlichkeit in die feste Marienburg geflüchtet. Die für jene Zeit stark befestigte Burg wurde im Sturm genommen. Die Sieger fanden reiche Beute, ein wohlversehenes Zeughaus, eine gefüllte Schatzkammer, prächtige Tafelgeräte, die edelsten Pferde und alle Herrlichkeiten eines üppigen geistlichen Hofs in Hülle und Fülle. Was dem Bischof gehörte, betrachtete Gustav Adolf als sein Eigentum. Die Bibliothek schenkte er der Hochschule in Upsala. Den Bürgern von Würzburg ließ er das Ihrige zurückgeben. Was sich sonst vorfand, war den Soldaten überlassen.

Bald war der ganze fränkische Kreis in des Königs Gewalt und mußte ihm Treue und Gehorsam schwören. Den Katholiken ward freie Religionsübung gestattet. „Ich bin gekommen," sagte er, „um meine Mitmenschen zu befreien, nicht um sie in neue Bande zu legen." Auch wurden sie wie jeder Evangelische Frankens vor Gewaltthätigkeiten geschützt. Dies erwarb dem Könige allgemeine Ergebenheit und erweckte das Vertrauen des Landes zu dem fremden Herrn.

Tilly, der inzwischen die Trümmer seiner Armee gesammelt und durch die Vereinigung mit Altringer, Fugger und dem Herzog von Lothringen wieder ein Heer von 30000 Mann zusammengebracht hatte, suchte dem König am Main entgegenzutreten. Gustav Adolf überfiel zur Nachtzeit die Quartiere seiner Truppen und zwang ihn, die Mainlinie aufzugeben. Unaufhaltsam ging nun der stolze Siegeslauf wieder mainabwärts. Frankfurt schloß sich freiwillig an. Am 13. Dezember 1631 fiel das goldene Mainz. Hier im Herzen Deutschlands schlug der König sein Winterquartier auf. Hier hielt er, als seine Gemahlin aus Berlin angekommen war, so mächtig und prächtig Hof, wie nur je ein Kaiser der alten Zeit. Hierher strömten die evangelischen deutschen Fürsten, um sich dem gefeierten Helden rückhaltlos anzuschließen. Aber wo viel Licht ist, ist starker Schatten. Die Katholiken verbreiteten mit großem Eifer das Gerede, Gustav Adolf wolle deutscher Kaiser werden. Und obwohl, wie es sein vertrauter Kanzler Axel Oxenstierna nach des Königs Tod ausdrücklich bestätigte, Gustav Adolf diesem Gedanken, den ihm allerdings verschiedene evangelische deutsche Fürsten nahe legten, völlig fernstand, mögen diese Ausstreuungen doch den Haß katholischer Eiferer noch vermehrt haben. Gustav Adolf, dem man im offenen Kampfe nicht widerstehen konnte, sollte meuchlings aus dem Wege geräumt werden. Man erfuhr, in Augsburg haben sich sechs Jesuiten zur Ermordung des Königs verschworen. Trotzdem wollte dieser von besonderen Vorsichtsmaßregeln zu seinem Schutze nichts wissen. Auch dann nicht, als eines Abends die Wache einen katholischen Priester aus Antwerpen, der unter seinem Gewande einen Dolch verborgen hielt, in seinem Schlafgemach entdeckt und festgenommen hatte. Auf die Vorstellungen seiner besorgten Umgebung erwiderte er: „Ein König kann nicht in einer Schachtel leben! Die Bösen haben auch weniger die Macht als den Willen, und Vertrauen auf Gott ist besser als die beste Leibwache."

Die schwedischen Soldaten, die abgerissen und entkräftet in diese reichen Länder kamen, hatten gute Tage. „In den livländischen Kriegen mußten sie oft mit Wasser und verschimmeltem grobem Brote zur Biersuppe vorlieb nehmen; hier machte sich der Finne seine Kalteschale in der Sturmhaube aus Wein und Semmeln."

Solange die Waffen ruhten, waren die Diplomaten um so geschäftiger. Aber die von Frankreich eingeleiteten Verhandlungen wegen der Neutralität der Liga hatten ebensowenig Erfolg, wie die durch den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt vermittelten Versuche zur Herbeiführung eines allgemeinen Friedens.

Die Waffen mußten aufs neue sprechen. Mitte März brach Gustav Adolf mit einer Armee von etwa 40000 Mann auf und marschierte hinter dem vor ihm zurückweichenden Tilly nach der Donau. Bei Donauwörth erzwang er sich durch die Eroberung

der Stadt den Übergang über die Donau. Erst am Lech leistete Tilly ernsthaften Widerstand. Bei der Festung Rain am rechten Lechufer hatte er ein festes Lager bezogen, die Brücke über den Fluß abwerfen und längs dem Ufer Schanzen errichten lassen. Bis Augsburg waren alle Übergänge besetzt.

In der Frühe des 3. April unternahm Gustav Adolf eine Rekognoscierung bis nahe an des Feindes Werke. Er rief die feindliche Schildwache an: „Guten Morgen, Monsieur! Wo ist der alte Tilly?" Der Posten darauf: „Habt Dank. Tilly ist zu Rain im Quartier. Wo ist aber der König, Kamerad?" „Er ist auch im Quartier!" erwiderte Gustav Adolf. Die Schildwache wieder: „Giebt denn euer König auch Quartier?" „O ja, kommt nur zu uns herüber, ihr sollt gute Quartiere haben." Sprach's und ritt von dannen.

In der Nacht vom 4. auf den 5. April schlugen die Schweden eine Schiffsbrücke über den Lech. Ein mörderischer Kampf entbrannte, in dem Gustav Adolf „wider die natürliche Kriegsräson eine überaus große Victoria" und damit „den Schlüssel ins Bayerland" erlangte. Tilly wurde schwer verwundet und starb 14 Tage nachher in Ingolstadt.

Unverweilt wandte sich Gustav Adolf gegen Augsburg, die Geburtsstätte der protestantischen Konfession, gegen welche die Maßregeln zur Unterdrückung der evangelischen Lehre so reichlich, so rücksichtslos angewendet worden waren. Mit der Besatzung wurde ein Vertrag geschlossen. „Die hochbetrübte, ins Elend verjagte und trostlose Wittib, die augsburgische Konfession, wurde wieder eingeführt." „Zur Befestigung des evangelischen Wesens in Augsburg, und des Königs Sicherstellung" mußte sich die gesamte Bürgerschaft dem Könige mit einem körperlichen Eide verpflichten.

Nun strebte der König an Ingolstadt vorbei nach München. Fast am Jahrestage der Zerstörung Magdeburgs hielt er dort seinen Einzug. Wie nahe lag es, an dieser Hauptstadt der Liga die Magdeburger Greuelthaten zu rächen! Doch Gustav Adolf dachte edler. Die Stadt bezahlte eine bedeutende Brandschatzungssumme. Von all den aufgestapelten Schätzen hat der König nur einen von ihm selbst gemachten Fund, mehr denn 100 im Zeughaus versteckte, zum Teil historisch merkwürdige Kanonen mitgenommen.

13. Vor Nürnberg.

Während Gustav Adolf im offenen Kampfe seine Feinde mit unwiderstehlicher Wucht zerschmetterte, schlich sich ihm ein Feind an die Seite, gegen den er ohnmächtig war — der Verrat. Sachsen lohnte den schwedischen Liebesdienst auf dem breiten Felde bei Leipzig damit, daß es hinter dem Rücken seines Verbündeten und teilweise auf seine Kosten mit Ferdinand Frieden zu schließen suchte. Wallenstein machte den Vermittler Um seinen Vorschlägen mehr Gewicht zu geben, vertrieb er die Sachsen aus Böhmen und nahte sich der sächsischen Grenze. Wallenstein hatte nämlich, nachdem ein Versuch, sich mit Gustav Adolf zu gemeinschaftlicher Bekämpfung des Kaisers zu verbünden, daran gescheitert war, daß Gustav Adolf einem Treubrüchigen mißtraute, für den Kaiser aufs neue die Werbetrommel rühren lassen, und auf Wunsch des geängstigten Monarchen wieder den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen übernommen.

Den drohenden Abfall Sachsens wollte Gustav Adolf unter allen Umständen verhindern. Er unterbrach deshalb seinen Kriegszug nach Schwaben und eilte nach Sachsen. Er war schon in Nürnberg, als er Kundschaft erhielt, Wallenstein wende sich nach Bayern. Vergebens versuchte er die Vereinigung des Wallenstein'schen und bayerischen Heeres zu verhindern; er kam trotz der anstrengendsten Eilmärsche zu spät. Nun wandte er sich wieder nach Nürnberg und bezog vor dessen Mauern ein festes Lager, da er, bevor seine am Rhein, Main und in Bayern zerstreuten Truppen nicht zu ihm gestoßen waren, eine offene Feldschlacht mit den ihm an Zahl weit überlegenen Feinden nicht wagen konnte. Wallenstein folgte ihm und schlug zwischen Stein und Fürth ein stark befestigtes Lager auf. Zehn Wochen lang lagen sich die gewaltigen Heeresmassen gegenüber. Alle Versuche Gustav Adolfs, Wallenstein ins offene Feld herauszulocken, beantwortete dieser mit absoluter Thatenlosigkeit. Er wollte, so erklärte Wallenstein, den König von Schweden eine andere Art Kriegsführung lehren, er solle sich an seinen unnahbaren Verschanzungen den Kopf einrennen. Es kam nun darauf an, wer das Hungern am längsten aushalten konnte. Zu dem Hunger gesellte sich bald auch die Pest. Ein gutes Drittel beider Heere fiel diesen schrecklichen Feinden zum Opfer. Im Gefolge dieser beiden Würgengel war Disziplinlosigkeit. Die schwedischen Truppen hatten sich bisher durch strenge Mannszucht vorteilhaft vor den feindlichen Scharen ausgezeichnet. Auch

hier versuchte Gustav Adolf, sich und seinem Heere den guten Ruf zu erhalten. Aber der Hunger war stärker als sein Wille. Der schärfsten Befehle und der härtesten Strafen ungeachtet nahmen die Soldaten schließlich, wo sie etwas fanden. Dies zerschnitt dem König das Herz. Als daher die Verstärkungen eingetroffen waren, versuchte er am 24. August einen Sturm auf die „alte Veste", den wichtigsten Punkt in Wallensteins Lager. Zwölf Stunden währte der menschenmordende Kampf, ohne daß es Gustav Adolf gelang, wesentliche Vorteile zu erringen. Unverrichteter Dinge kehrten die Truppen ins Lager zurück. Noch einen letzten Versuch machte er, Wallenstein zu einer offenen Feldschlacht zu bewegen. Er zog mit allem Volk und der Artillerie vor des Feindes Lager vorüber, ließ auch mit Stücken hineinspielen; aber Wallenstein rührte sich nicht. Da brach Gustav Adolf am 8. September sein Lager ab und zog mit seinem Heere von dannen. 5 Tage später, als man nicht mehr vermuten konnte, daß des Königs Abzug nur eine Falle wäre, brach auch Wallenstein auf.

14. Ein Heldentod.

Gustav Adolf hatte den kühnen Plan gefaßt, „in die österreichischen Erblande einzufallen, die Donau abwärts zu arbeiten, den oberennserschen Bauern an der Hand zu sein und dem Feinde in Österreich ein solches Feuer anzuzünden, daß er genug daran zu löschen hätte". Zunächst unternahm er es, Schwaben vom Feinde zu säubern. Aber schon in Rain am Lech traf ihn die Nachricht, daß sich Wallenstein, von dem sich Maximilian von Bayern wieder getrennt hatte, mit seiner gesamten Truppenmacht auf Sachsen werfen wolle. Damit hielt er den Zeitpunkt für gekommen, für den er dem Kurfürsten sein persönliches Erscheinen versprochen hatte. Oxenstierna beschwor zwar seinen Herrn, Sachsen zu lieb sich in seinem Unternehmen nicht stören zu lassen. Aber der König ließ sich nicht umstimmen, „alldieweil die Sachen allda schlimm stehen und von keinem andern wieder in Ordnung gebracht werden können".

Ohne Zögern brach er mit seinem Heere auf. In Nürnberg sah er seinen treuen Kanzler Axel Oxenstierna zum letztenmal. Arnstadt, der Sammelpunkt der verschiedenen Truppenabteilungen, wurde am 23. Oktober erreicht. Hier und nachher in Erfurt erhielten die ermüdeten Truppen einige Rasttage. In Erfurt nahm Gustav Adolf, von Todesahnungen heimgesucht, Abschied von der Königin. Jetzt rückte er gegen die Saale vor. Bei seinem Einzug in Naumburg stürzte das Volk auf die Kniee nieder, streckte ihm die Hände entgegen, küßte den Saum seines Gewandes und segnete seinen Retter. Mit Schaudern dachte es an die eben überstandene entsetzliche Brutalität, mit der die Holkschen Truppen hier gehaust hatten. Diese abgöttische Verehrung war Gustav Adolf zu viel. Er sagte: „Ich fürchte, daß der Himmel irgend ein Unglück über mich verhänge; denn diese Leute ehren mich wie einen Gott."

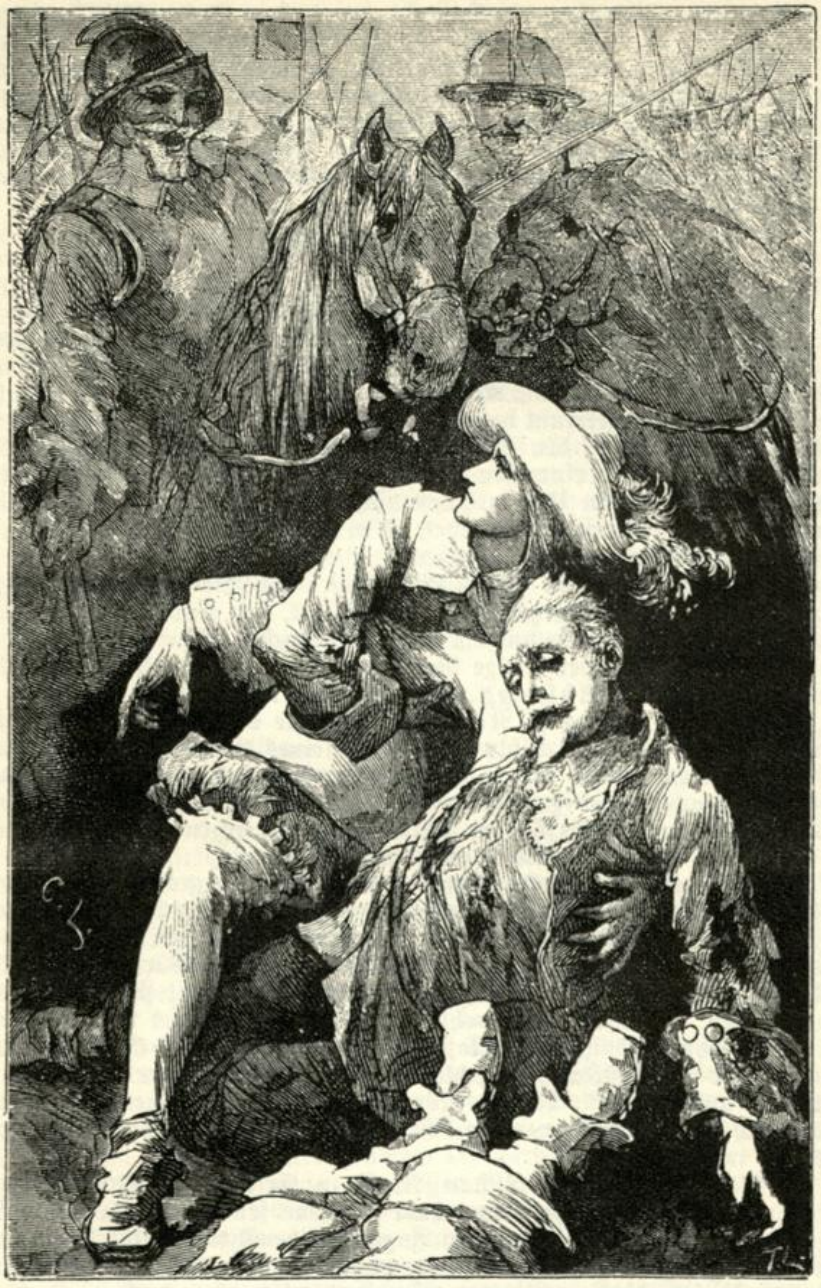
Sofort wurde an einem festen Lager um Naumburg gearbeitet, in dem er die Verstärkung durch das kursächsische Heer abwarten wollte. Aber statt dem, den Johann Georg mit Bittegesuchen überhäuft, der dann seinem Alliierten nun zum zweitenmal mit all seiner Macht zu Hilfe kam, dem außerdem nach dem Wortlaut der Allianz das Kriegsdirektorium über sämtliche sächsische Truppen zustand, mit fliegenden Fahnen entgegenzueilen, fingen die Sachsen, obwohl die höchste Gefahr im Verzug war, erst zu klügeln an: „wie Ihrer Königlichen Majestät von Schweden auf ihre Postulation (Forderung), daß Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht Kavallerie zu Ihrer Königlichen Majestät stoßen sollte, zu antworten?" Am 6. November, als die Entscheidung schon gefallen war, schwang sich der Kurfürst zu einem Briefe auf, in dem er die Sendung von $1\frac{1}{2}$ tausend Reitern in Aussicht stellt.

Am 5. November brachte Gustav Adolf in Erfahrung, Pappenheim sei nach Halle abgeschwenkt, das Hauptheer aber habe sich von seinem Sammelplatz Weißenfels nach Lützen aufgemacht. Diesen günstigen Augenblick benützte der König, um sich zwischen beide Heere hineinzuschieben. Schnell folgte er Wallenstein. Einzelne Abteilungen, die sich ihm in den Weg legten, wurden geworfen, vereitelten aber doch in Verbindung mit der allzufrüh eintretenden Dunkelheit die Absicht Gustav Adolfs, seinem Gegner noch an diesem Tage eine Schlacht zu liefern. So gewann dieser Zeit, unter dem Schutze der Nacht seine Truppen zu sammeln und in Schlachtordnung aufzustellen, auch Pappenheim den Befehl zuzusenden, „alles stehen und liegen zu lassen und mit allem Geschütz heranzukommen".

Gustav Adolf brachte die Nacht in einem Wagen zu. Am Morgen wies er den Harnisch zurück mit den Worten: „Gott ist mein Harnisch!" Beim Morgengebet des Heeres bliesen die Trompeter Luthers Lied: „Ein feste Burg". Der König aber stimmte

sein Feldliedlein an: „Verzage nicht, o Häuflein klein", in das bald das ganze Heer einstimmte. Dann ritt der König durch die Reihen seiner Soldaten, überall ermunternd und anfeuernd.

Ein undurchdringlicher Nebel lagerte über der Lützener Ebene. Erst gegen



Gustav Adolfs Tod.

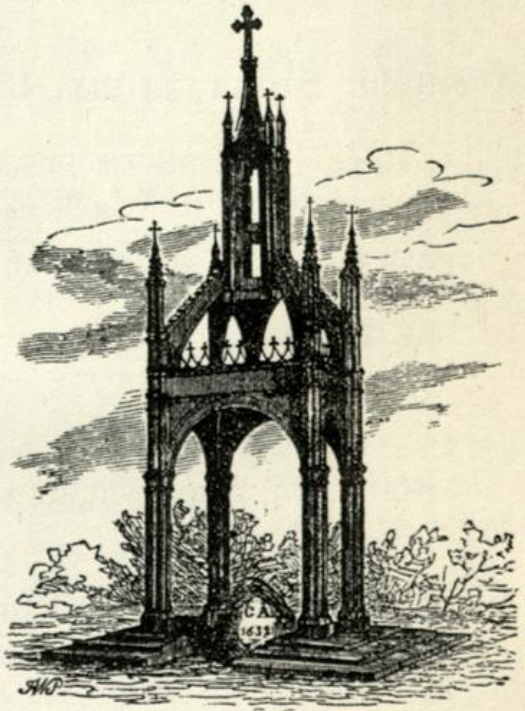
11 Uhr zerriß der Wind den dichten Schleier, der die Heere getrennt hatte. „Nun vorwärts in des Herrn Namen!" rief der König, „Jesu, Jesu, hilf mir heute zu deines heiligen Namens Ehre streiten!"

Die Schlacht nahm ihren Anfang. Der rechte Flügel, den der König selber befehligte, trieb nach langem Ringen den Feind so weit zurück, daß er schon seine Bagage flüchtete. Da erschien Pappenheim mit seinen Reitern. Von neuem Mute belebt, setzten

sich die Fliehenden wieder. Es kam zu einem neuen fürchterlichen Zusammenstoß. Obwohl Pappenheim gleich anfangs tödlich verwundet wurde, fochten seine Reiter mit wilder Tapferkeit. Mehrere schwedische Regimenter wurden geworfen, zersprengt. Da führte Gustav Adolf persönlich die Smaländer vor. Wie ein Gewittersturm sauste das Regiment heran. Allen weit voran der kühne königliche Held. Eben als es zum Einhauen kommen sollte, verdichtete sich plötzlich der Nebel so sehr, daß das Regiment seinen Führer aus den Augen verlor. Gustav Adolf geriet in einen Haufen feindlicher Küraſſiere. Eine Kugel zerschmetterte ihm den linken Arm, eine zweite traf ihn in den Rücken. Nun stürzte, nach der Erzählung des Pagen Leubelfingen, der allein beim Könige geblieben war, Gustav Adolf vom Pferde. Schnell springt Leubelfingen von seinem Pferde und bietet es dem Könige an. Dieser streckt auch beide Hände darnach aus. Allein er vermag sich keine Hilfe zu geben und der 18jährige Jüngling ist zu schwach, seinem Herrn aufzuhelfen. Da kommen feindliche Reiter dazu und fragen, wer der Verwundete sei. Der Edelknabe schweigt, der König aber giebt sich zu erkennen. Einer der Küraſſire greift nun zur Pistole und schießt dem Liegenden eine Kugel durch den Kopf.

Das herrenlos umherirrende Pferd des Königs verkündete den Schweden zuerst, daß diesem ein Unglück zugestoßen sei. Von Mund zu Mund pflanzte sich die Schreckenspost fort: der König ist verwundet, er ist gefangen, er ist tot. Hochauf flammte der Zorn der Schweden. Ihren König zu rächen, ist jetzt ihr einziger Gedanke. Von Herzog Bernhard geführt stürzen sie sich wie gereizte Löwen auf die Feinde. Und wenn auch Wallenstein ein frisches Regiment um das andere ins Gefecht sendet, dem Zornesmut der Schweden vermögen sie nicht stand zu halten. Als die hereinbrechende Nacht dem beispiellosen Kampfe ein Ende machte, zog sich Wallenstein mit Zurücklassung einiger Geschütze nach Leipzig zurück, während die Schweden die Wahlstatt behaupteten.

Allzuteuer war dieser Sieg erkauft. Mit 9 Wunden bedeckt, nackt, zertreten, mit dem Antlitz gegen die Erde fanden den König nach langem Suchen seine Getreuen unter einem Haufen von Opfern der Schlacht. Da rannen den harten Kriegern viele heiße Thränen über die Wangen. Der Entseelte wurde auf einem Rüstwagen hinter die Linie und von da in der Nacht nach Meuchen gebracht und in der Kirche vor dem Altare niedergelegt. Am andern Tag zog das Heer mit den teuren Überresten nach Weißenfels.



Schwedenstein bei Lützen.

Bei der ersten Kunde von dem Unglücke war Marie Eleonore herbeigeeilt. Sie war untröstlich. Unaufhörlich benetzte sie den geliebten Körper mit ihren reichlich fließenden Thränen. Es bedurfte der ganzen Überredungskunst ihrer Umgebung, um sie von ihrem toten Gemahl zu trennen. Die Leiche wurde einbalsamiert und im folgenden Sommer von Sachsen nach Schweden gebracht. Auf dem Wege nach der Ostsee hat sie auch eine Nacht über dem Grabe Luthers in der Schloßkirche zu Wittenberg gerastet. In Nyköping ruhte die Leiche so lange, bis das Grabgewölbe in der Riddarholmskirche, welche sich Gustav Adolf zu seiner letzten Ruhestätte erkoren hatte, fertiggestellt war. Erst am 21. Juni 1634 fand die feierliche Beisetzung statt. Bischof Bothvid, der den König auf den meisten seiner Feldzüge begleitet hatte, hielt die Trauerrede über den von Marie Eleonore gewählten Text: „Und alles Volk trauerte um Juda lange Zeit und klagten ihn sehr und sprachen: Ach daß der Held umkommen ist, der Israel geschützt und errettet hat!"

Gefallen war der Hort der Evangelischen. Abermals war die evangelische Kirche Deutschlands verwaist. Wer sollte jetzt ihr Helfer, ihr Retter sein? Tiefe Trauer herrschte in deutschen Gauen wie im heimischen Schweden. Allüberall wo das Evangelium rein und unverfälscht verkündigt wurde, versammelten die Glocken eine niederge-

Pfälzische Landesbibliothek Speyer

schlagene, schmerzlich-bewegte Trauergemeinde. Und in unzähligen Predigten, Reden und Liedern machte sich die Klage um den Fall „der Hauptsäule des Evangeliums" Luft.

Lange bezeichnete nur ein einfacher Feldstein, der sogenannte „Schwedenstein", die Stelle wo Gustav Adolf gefallen ist. Ein Reitknecht Gustav Adolfs soll ihn mit Hilfe von Bauern aus der Umgegend hingewälzt haben.

Die Feier zur Erinnerung an den Tod Gustav Adolfs, welche im Jahre 1832 in Lützen stattfand, gab Veranlassung zur Errichtung eines würdigen Denkmals auf dem Lützener Schlachtfelde, das im Jahre 1837 enthüllt wurde. Sie gab aber auch den Anstoß zu einer höchst segensreichen Stiftung, zur Gründung des „Gustav-Adolf-Vereins", der den Zweck hat, bedrängte Glaubensgenossen brüderlich zu unterstützen und der kirchlichen Not evangelischer Gemeinden in und außer Deutschland zu steuern.

Das schönste und dauerhafteste Denkmal hat sich aber Gustav Adolf selber gesetzt in dem fortlebenden dankbaren Gefühl jedes evangelischen Deutschen für den „Helden aus Mitternacht, der die reine Lehre geschützt und ihre Bekenner aus tiefster Not errettet hat."

Weitere Bücher, die jeder Protestant lesen sollte:

Franz von Sickingen zum 450jährigen Geburtstag 1931:

C. v. d. Alsenz, (Kirchenrat Th. Culmann). **Franz von Sickingen.** Fein kartoniert mit Bildern auf Kunstdruck, Mk. 1.—.

Ein seltsamer Besuch auf der Ebernburg. Fein kartoniert mit Bildern auf Kunstdruck, Mk. 1.—. Beide Bände in einem Band in Leinen geb. Mk. 3.—.

Von Oberkirchenrat D. Dreicher zu Speyer. **Die Protestation der Evang. Stände auf dem Reichstag zu Speyer 1529.** 4. Aufl., 80 Seiten, kart. Mk. 1.—.

Derselbe. **Der Reichstag zu Augsburg 1530 und das Augsburgische Glaubensbekenntnis.** 2. Aufl., fein mit Bildern auf Kunstdruck, ca. 90 Seiten, Mk. 2.—, Leinenb. Mk. 3.—.

Verlag des Evang. Vereins für die Pfalz, Kaiserslautern